12

# Illustriertes Sonntagsblatt

1901

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

## Einer von beiden.

Roman von M. von Buch.

(Fortsetzung.)

„Unser Besitztum grenzt dicht an Steinbeck, wir und Steinbecks sind Gutsnachbarn; durch sie sind wir auch mit dem Grafen Sternfeld bekannt geworden,“ plauderte sie munter gegen Frau von Hohenstein. „In diesem Winter sind wir nach Berlin gegangen. Im Vertrauen gesagt, es war haarsträubend langweilig auf dem Lande. Ich fürchtete, am Gähnkrampf zu sterben, und beschwor Papa, dies entsetzliche Ereignis nicht eintreten zu lassen.“

„Nun, und darauf nahm er wohl Rücksicht?“ lächelte die Baronin.

„Bewahre, da haben Sie eine viel zu gute Meinung von dem Papa, aber der Himmel war mit mir im Bunde. Als nämlich bei dem greulichen Schneetreiben zweimal die Post ausblieb, bekam er die Geschichte satt, und wir siedelten endlich hierher über!“

„Sie haben wenig Verkehr?“ fragte die Baronin.

„Sehr wenig. Wenn jedoch im Herbst die vielen Jagdgäste kommen, geht es meist recht heiter zu. Leider hatten wir in diesem Jahr von nur alten Herren Besuch. Ach, nein, richtig, auch ein junger war darunter, aber er zählte nicht mit, er war schon verlobt!“

Fräulein von Hohenstein lachte.

„Sie finden es langweilig auf dem Lande? Fragen Sie einmal meine Helma, die wird Ihnen mit tausend Gründen beweisen, daß es in Lestwitz im Grunde genommen viel abwechselungsreicher sei, als in Berlin. Der Geschmack ist eben verschieden!“

„Freilich, wenn auf dem Lande etwas vorfällt, so hat das Ereignis doppeltes Interesse, weil man die Beteiligten genau kennt,“ sagte die kleine Komtesse, die schon ganz flott auf ihr Ziel lossteuerte und längst zu der Ueberzeugung gekommen war, daß Frau von Hohenstein noch nichts von dem Duell erfahren hatte. Und da sie demzufolge das Bedürfnis fühlte, von ihrem reichen Wissen abzugeben, machte sie einige Bemerkungen, wonach notwendigerweise Frau von Hohenstein um genauere Darlegung der Thatsachen bitten mußte, welche die Komtesse denn auch wohlvorbereitet und scheinbar doch völlig harmlos mit der größten Deutlichkeit folgen ließ.


Dr. Bernhard Danckelmann. (Mit Text)

Bei dieser Mitteilung erblaßte die Baronin trotz des aufgelegten Puders. Allein sie war gewandt genug, sich keine Blöße zu geben.

„Beste Komtesse,“ meinte sie, sich erhebend, „Herrn Werners Unfall hat natürlich Anlaß zu allen möglichen Vermutungen gegeben, von demselben hat Helma jedoch nichts erfahren, und es hatte auch niemand die Taktlosigkeit,“ — es war nicht zu ändern, Frau von Hohenstein gebrauchte wirklich den Ausdruck: Taktlosigkeit, — „sie mit diesem mir soeben von Ihnen mitgeteilten Gerücht vertraut zu machen. Wenn ich Sie nun bitte, ihr gegenüber davon nichts verraten zu wollen, kann ich mich doch ganz auf Sie verlassen?“


Schlittenfahrer in den Vogesen: Verschlitten von Langholz. (Mit Text.)

Und Lotti Ellernburg, die sich gezwungen sah, nun auch aufzustehen, ward sehr rot und versicherte sie ihrer Schweigsamkeit. Sie hatte sich übrigens von ihrer Mitteilung eine weit bedeutendere Wirkung versprochen.

Die Baronin behielt die verbindliche Miene bei, doch wer sie genauer angesehen hätte, würde bemerkt haben, daß ihr Lächeln etwas Gezwungenes und ihr Spiel mit dem großen Straußenfederfächer etwas Nervöses hatte.

Anne-Maries Name war ihr nicht fremd. Wo hatte sie ihn nur gehört? — Richtig, nun wußte sie es. Sie hatte ihn einmal von Leo vernommen; ja, sie besann sich sogar, daß der alte Graf seinen Sohn mit der Pastortochter geneckt hatte.

Sie blickte sich um. Ganz in ihrer Nähe sah

sie eine silberverschnürte Uniform; unter einer Gruppe älterer Herren befand sich Leo. Doch kaum bemerkte er, daß Helma, die am Ende des Saales neben einem jungen Mädchen saß, sehnsüchtig zu ihm hinüberschaute, als er sogleich zu ihr eilte.

Das mußte man ihm lassen, wie in seinem Aussehen, so war er auch in seinem Benehmen der vollendete Kavalier.

Auch Frau von Hohenstein konnte nicht umhin, sich das zuzugestehen.

„Nun, Kind, amüsierst Du Dich?" fragte sie Helma, die am Arme des Verlobten glückstrahlend auf sie zugeschritten war.

Doch sie wartete die Antwort nicht ab, sondern wandte sich an den jungen Mann.

„Bester Leo, ich wollte Sie etwas fragen. Bitte, geben Sie mir Ihren Arm!"

Leo gehorchte, und nachdem Frau von Hohenstein außer Hörweite ihrer Tochter war, verbreitete sie sich über das Thema, das die kleine Ellernburg angeschlagen hatte.

Was ihr Leo darauf antwortete, beruhigte sie völlig.

„Sie verkehren also gar nicht mehr mit dem Mädchen?" fragte sie zum Schluß.

„Aber, mein Gott, wofür müssen Sie mich halten?" stammelte der junge Offizier.

„Ach, Larifari, bester Graf! Denken Sie, ich sei blind? Ich sehe ja, wie es die jungen Leute treiben! Helma ist noch ein Kind, das ganz harmlose Vorstellungen vom Leben hat; ich will ihr dieselben auch nicht rauben. Späterhin zerstieben diese Trugbilder ganz von selbst!"

Befriedigt kehrte sie auf ihren Platz zurück.

Es war offenbar eine ganz unschuldige Kinderei gewesen, welche die alten Steinbecks natürlich nicht gebilligt hatten, weil sie für ihren einzigen Sohn eine andere Verbindung wünschten. Das war sehr erklärlich. Leo hatte recht gethan, der jungen Dame sein Wort zurückzugeben, und wenn ihm das ein anderer übelnahm, so konnte er im Grunde nichts dafür.

Helma aber konnte sicherlich ganz zufrieden sein über die erste sentimentale Neigung ihres Verlobten. Wer weiß, in welcher Gesellschaft er es sich sonst hätte wohl sein lassen!

Frau von Hohenstein kannte ja die Menschen.

Leo jedoch kam zu der Ueberzeugung, daß die offene Aussprache mit der Varnin ihm längst nicht so viel Unbehagen verursacht habe, wie Helmas rührendes Vertrauen. Mit innerer Pein fragte er sich, was er ihr antworten solle, wenn sie ihre Frage wiederhole.

Und als der reizende Ball, der bis weit in den Morgen hinein gedauert hatte, ein Ende fand und er sich körperlich und seelisch erschöpft auf sein Lager warf und die brennenden Augen schloß, da hatte er die Empfindung, daß es das beste sei, einzuschlafen, um nie, nie wieder zu erwachen.

Aber es stirbt sich nicht so leicht mit vierundzwanzig Jahren!

## 19.

Der Winter ging für Kremzin still und trübselig hin.

Frau Werner meinte, sie traure noch um Heinz, doch sie vermißte jetzt eigentlich Ernst, an dessen ruhiges, gleichmäßiges Wesen sie sich gewöhnt hatte und der ihr in der letzten Zeit, da sie sich um ihn zu sorgen hatte, wirklich näher getreten war. Er schrieb wohl zuweilen, doch meist nur kurze Briefe, da er viel zu thun hatte. Wie überall, schien auch er in der neuen Stellung ganz an seinem Platze zu sein, ja, sein Name ward bereits in den Zeitungen achtungsvoll erwähnt.

Die Arbeiten an der Sägemühle hatten den Winter über geruht. Bei beginnendem schönem Wetter wurden sie dann wieder aufgenommen und schritten mit Zuhilfenahme neuer, frischer Kräfte rasch vorwärts. Man glaubte, sie so fördern zu können, daß Ernst, sobald er nach Schluß des Landtages nach Kremzin zurückkehrte, die Mühle einweihen und ihrer Bestimmung übergeben konnte.

Nun war es Frühjahr geworden. Durch den Steinbecker Wald ächzten die Wagen, welche die schweren Maschinen von der Bahn an ihren Bestimmungsort schafften, und durch das grüne Laub der Bäume leuchteten bereits die roten Ziegeldächer der Mühle. Arbeiter schafften allenthalben; in den Gebäuden ward geklopft und gehämmert, draußen wurden noch Erdarbeiten vorgenommen. Es war ein emsig geschäftiges Leben, das sich an dem blaublinkenden Wasserspiegel entfaltete.

Anne-Marie schritt, den Strohhut in der Hand, den schmalen Waldpfad entlang. Der Tag war schön und sonnig, doch ihr Herz war voll trüber Ahnungen. Man hatte sie, die im Hause von Verwandten geweilt hatte, vor einigen Tagen an das Krankenbett des Vaters gerufen; sie hatte dem Rufe sogleich Folge geleistet.

Der Patient hatte sich jetzt ein wenig erholt, doch der Arzt teilte ihr im Vertrauen mit, daß, wenn auch die Besserung in diesem Falle anhalten würde, der geschwächte Organismus des alten Herrn keine lange Lebensdauer mehr versprach.

Auch sie machte die Bemerkung, daß ihr Vater in letzter Zeit alt und gebrechlich geworden war; es war, als hätten seine Kräfte nur noch ausgereicht, sein botanisches Werk zu vollenden.

Als sich Anne-Marie dem See näherte, betrachtete sie fast überrascht die neuen Gebäude, die, von dem Grün des Waldes umrahmt, einen ungemein fesselnden Anblick boten. Ja, sie mußte gestehen, daß die Stelle entschieden ein freundlicheres Ansehen gewonnen hatte, seitdem sie sie im vergangenen Jahre mit dem grünen Tannenhintergrunde skizziert hatte. Zu ihrer größten Verwunderung bemerkte sie sodann, daß Pfosten und Thüren mit Laubgewinden und Kränzen geschmückt waren; über dem Haupteingange sah sie ein kunstvolles Transparent, das die Worte trug: „Viel Glück." Sie lächelte fast ein wenig schmerzlich. „Giebt es wohl ein Wort, das so oft gebraucht wird und sich so wenig erfüllt?" dachte sie.

Sie sprach mit einigen Arbeitern, die mit dem Säubern des Pflasters beschäftigt waren, und erfuhr, daß, da Herr Werner heute von Berlin zurückkomme, morgen die Einweihung der Mühle stattfinden werde.

Durch die Krankheit ihres Vaters waren ihre Gedanken so vollständig in Anspruch genommen worden, daß sie sich bisher noch nicht näher nach Werner erkundigt hatte.

„Pünktlich um zehn Uhr beginnt die Einweihung, und darauf ist im Walde großes Mittagbrot, zu dem Herr Werner sämtliche Arbeiter geladen hat," sagte ein alter Mann, indem er hinzufügte: „Zu der Feier sollte das Fräulein doch auch kommen."

„Mein Vater ist krank," sagte Anne-Marie und schritt mit kurzem Gruße weiter.

Da kam plötzlich ein schwarzer Jagdhund auf sie zugestürzt, sprang an ihr in die Höhe und bezeigte seine Freude, sie zu sehen, in so stürmischer Weise, daß sie sich des unbändigen Tieres nicht hätte erwehren können, wenn ihn nicht eine — ihr, ach, so wohlbekannte Stimme zugerufen hätte: „Hierher, Pluto, hierher!"

Leo Steinbeck im Jagdkostüm stand neben ihr, seinen Hut lüftend.

Anne-Marie, die über die Begegnung heftig erschrak, dankte und wollte sofort weitergehen, als er ihr den Weg vertrat.

„Ich habe gehört, Ihr Vater sei krank. Wie geht es ihm jetzt?" fragte er. Seine Stimme zitterte leicht vor unterdrückter Bewegung, und ihr, sie konnte es nicht hindern, stieg das Blut siedendheiß in die Wangen.

„Er befindet sich jetzt besser, ich danke für Ihre Teilnahme," entgegnete sie leise.

Sie hoffte, er werde sie verlassen, aber er schritt an ihrer Seite dahin, offenbar bemüht, ein Gespräch anzubahnen. Nun gelangten sie zu der Buche, wo sie im vergangenen Jahre gestanden und heimlich miteinander geflüstert hatten. Beide dachten daran, und wieder schoß ihr das Blut verräterisch ins Antlitz.

Er blickte sie traurig an. „Haben Sie mir verziehen, Anne-Marie?" fragte er weich. „Ich habe unbedacht Ihren Frieden gestört, das war leichtsinnig von mir. Ich hätte wissen können, daß ich nicht dazu gemacht bin, gegen Verhältnisse anzukämpfen. Ich konnte nicht gegen den Strom."

„Dafür haben Sie alles erreicht, was für Sie überhaupt nur zu erreichen war," entgegnete Anne-Marie. „Ihre Braut besitzt Reichtum, Schönheit, vornehmen Namen, kurz alles, was ein Mann Ihres Ranges füglich nur wünschen kann. Bei der Jagd nach dem Glücke sind Sie wahrlich nicht zu kurz gekommen."

Sie sprach ruhig, ohne Bitterkeit; gesenkten Hauptes hörte er ihr zu.

„Sie verspotten mich, und es geschieht mir ganz recht, thue ich es doch auch selbst," entgegnete er. „Sie meinen, ich habe das erreicht, was erstrebenswert sei? Gewiß, es ist so, wie Sie sagen. Nur in einem muß ich Ihnen widersprechen, — glücklich bin ich nicht!"

Er hatte den Hut abgenommen, und als er ihn jetzt achtlos durch die Finger zog, sah sie den goldenen Reifen an seiner Hand blinken.

„Das ist Ihre Schuld," entgegnete sie herbe, „denn es wäre Ihre Pflicht, es zu sein."

„Pflicht! Ich bitte, gebrauchen Sie nicht auch das unselige Wort!" fuhr er sie beinahe heftig an. „Wie oft habe ich es in letzter Zeit hören müssen! Man hat so viel davon gesprochen, was ich meinem Namen, meinen Eltern schuldig sei, daß ich zuletzt nicht mehr wußte, wo die Pflicht aufhörte und die Schuld begann."

Sie entgegnete nichts. Verlangte er gar Mitleid von ihr?

Das Sonnengold badete im See, schimmerte durch die Wipfel der Bäume und kletterte an den Buchenstämmen hinab, während die Schatten der Gebäude ins Gigantische wuchsen.

Sie waren beide eine Zeitlang verstummt, jetzt brach Anne-Marie das Schweigen. „Ich muß gehen," sagte sie. „Ich wollte mich vor der Nachtwache durch einen Gang ins Freie erholen und werde, fürchte ich, später heimkommen, als ich beabsichtigte."

„Und die Schuld daran trage wieder ich!" sagte Leo, seine schönen, dunklen Augen auf ihr Gesicht heftend. „Es war mir jedoch lieb, daß ich Sie noch einmal gesprochen habe. Vorläufig

werden wir uns nicht wiedersehen, und das ist gut, sehr gut," fuhr er fast träumerisch fort, „für mich wenigstens. Ich werde in den nächsten Jahren nicht nach Steinbeck kommen, sondern meinen Urlaub in Lestwitz zubringen. Lassen Sie uns in Frieden scheiden!"

Er reichte ihr die Hand und sie legte die ihre hinein.

„Werden Sie glücklich, Anne-Marie!" sagte er leise.

Noch einmal fühlte sie den Blick seiner Augen.

„Leben Sie wohl," sagte auch sie.

Und dann ging sie, und es war ihr, als habe sie Abschied genommen von ihrer Jugend und von einem, der der Traum ihrer Jugend gewesen war. Aber das ist ja das Los der Träume, daß sie unerfüllt bleiben.

Leo, an einen Baumstamm gelehnt, schaute ihr noch lange nach; mit einem leisen Stöhnen fuhr er dann auf. Er dachte an Helma. Morgen fuhr er nach Lestwitz, wo die Hochzeit stattfinden und er seiner Braut Liebe schwören würde, Liebe, mit dem Bilde einer andern im Herzen. Er sah nach seinem Gewehr; ein Druck, ein Knall — und das ganze Elend wäre vorbei. Aber pfui, nicht doch, das hieße die Schuld nicht sühnen, sondern vergrößern; dadurch würde nur eine andere leiden: — Helma. Sie liebte ihn. O Gott, wäre nur das nicht auch noch gewesen!

Er pfiff dem Hunde und ging langsam den Fußpfad entlang, der um den See führte und welcher der nächste Weg nach dem Forsthause war.

Allmählich begann es zu dunkeln, die Schatten kämpften nicht mehr mit dem Lichte, die Dämmerung hüllte alles gleichmäßig in farblose, graue Schleier. Ueber den Wassern schwebte feiner Dunst, während der Abendwind in den Wipfeln der Bäume rauschte und das Schilf zuweilen raschelnd zusammenfuhr.

Leo hielt auf der Wanderung inne und schaute über den See. Täuschten ihn seine Augen, oder sah er wirklich eine Gestalt auftauchen, dort in dem weißen Nebel, just an derselben Stelle, wo der unglückliche Spielmann einer Sage nach versunken war? Sah er Gespenster? Er richtete sich straff auf und rieb sich die Augen, wie um sich zu überzeugen, daß er wache. Richtig, dort erkannte er die Gestalt, aber sie war nicht geisterhaft aus der Tiefe gestiegen, sondern lehnte in einem Fahrzeuge, wie er jetzt bemerken konnte.

Er ließ ein „Wer da?" ertönen, worauf er nach einiger Zeit das Plätschern von Ruderschlägen hörte. Endlich war ihm der Kahn so nahe gekommen, daß er den Insassen erkannte.

„Sie, Herr Römer?" fragte Leo verwundert. „Wissen Sie, daß Sie mir einen tüchtigen Schreck eingejagt haben? Ich glaubte nicht anders, als der Geist des unglücklichen Spielmanns sei mir erschienen."

„Und das bringt Unglück!" Römer sprang aus dem Kahn und zog ihn ans Ufer, wobei er bemerkte, daß der Forstlehrling das von Willert geliehene Boot morgen zurückzuholen komme. „Ich wollte meine Nerven, die über alle Beschreibung aufgeregt waren, durch eine Kahnfahrt beruhigen," sagte er, sich an die Seite des jungen Mannes drängend. „Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie getroffen habe, Herr Graf, weil ich Ihnen eine Mitteilung von großer Wichtigkeit zu machen habe."

„So?" meinte Leo, dem die Begegnung mit dem Musiklehrer wenig angenehm war, aber der sich doch zwang, Interesse für dessen wichtige Mitteilung zu heucheln. „So, was ist geschehen, Herr Römer? Haben Sie sich mit irgend einem Tonwerk die zukünftige Unsterblichkeit Ihres Namens, oder, was für Sie entschieden noch wichtiger ist, haben Sie den Preis des Herzogs errungen?"

Römers Geheimnis war nicht lange geheim geblieben. Doch nicht Pastor Grosse, sondern er selbst war schuld daran, denn er hatte in der letzten Zeit zu seiner Umgebung über die Sache allerlei, fast allzudeutliche Anspielungen gemacht.

„Meine Oper," sagte Römer, mit der Rechten hin- und herfahrend, während er die linke Hand in der Rocktasche hielt, „ja, das ist es, davon wollte ich mit Ihnen reden!"

„Und Sie bekamen den Preis?"

„Nein, Herr Graf, denn denken Sie, mein Manuskript ist vertauscht worden, es ist ein ganz fremdes unter meinem Namen hingekommen."

Er packte bei diesen Worten den Arm des jungen Mannes und drückte ihn in zitternder Erregung fest an sich.

Unwillig befreite sich Leo.

„Hören Sie, lieber Römer, Sie erregen sich ganz ungerechtfertigterweise; solche Verwechslung ist schlechterdings unmöglich!"

Römer blieb stehen, blickte sich scheu um und näherte dann seinen Mund dem Ohre des jungen Grafen.

„Ernst Werner hat den Tausch bewerkstelligt," flüsterte er.

„Unsinn!" entfloh es Leos Lippen, doch Römer ließ sich nicht beirren.

„An einem Herbsttage gegen Abend gelangte ich zufällig ins Pfarrhaus zu Kremzin. Herr Werner war ebenfalls dort und forderte mich auf, die Nacht bei ihm zuzubringen, was ich auch that. Einige Teile des Manuskripts hatte ich zufällig bei mir, und denken Sie, die hat er mir in der Nacht fortgenommen und ganz andere dafür eingeschoben. Er wollte mir zuvorkommen!"

Leo überlief es heiß und kalt bei diesen seltsamen Worten. Hatte er es mit einem Geistesgestörten zu thun?

Der Mond stand hoch am Himmel und ergoß sein mattes Licht über die Landschaft. Leo versuchte, in dem fahlen, unsichern Licht die Züge seines Begleiters zu erkennen. Römer war bleich, um den bartlosen Mund zuckte es in fieberhafter Erregung, während die tiefliegenden, glühenden Augen unruhig hin und her wanderten.

„Ich glaube, Römer, Sie irren sich," suchte Leo den Unglücklichen zu beruhigen, indem er es vermied, ihm direkt zu widersprechen. „Werner hat kein Interesse daran, Ihnen die wohlverdiente Belohnung zu entziehen!"

„Kein Interesse! O ganz einfach, er wollte das Glück für sich selbst haben! Das ist's, was ihn gereizt hat! Er hat es auch erreicht, während ich leer ausgehe. Wenn Sie es mir nicht glauben wollen, so wandern Sie doch zur Sägemühle, wo Sie das Glück sehen werden, das er mir gestohlen hat. Ist das nun aber nicht zum Erschrecken dumm von ihm, den Diebstahl ganz öffentlich einzugestehen? Ich könnte ihn ja verklagen!"

Er lachte hell auf, aber er wartete Leos Antwort gar nicht ab, sondern sprach, wie erzählend, weiter: „Heute morgen erhielt ich die Nachricht, daß meiner Oper die Prämiierung versagt sei. Ich durchblätterte darauf das zurückgesandte Manuskript, wobei ich sofort ersah, daß ich es in seinem jetzigen Zustande nicht fortgeschickt habe. Irgend eine andere Hand muß es verändert haben. Und als ich heute nachmittag den Namen meines Werkes an den Gebäuden am See leuchten sah, da wußte ich auch, wem diese Hand angehörte: Ernst Werner! Aber ich werde mich rächen an ihm für das, was er mir gestohlen hat!"

Und er lachte wieder so jäh auf, daß Leo sich eines eisigen Schauders nicht erwehren konnte, indem sich ihm mit Allgewalt das Bewußtsein aufdrängte, daß er unzweifelhaft in der That mit einem Geistesgestörten zu thun habe, — mit einem Wahnsinnigen!

Einem Stein gleich wälzte es sich von des jungen Grafen Brust, als endlich das alte Forsthaus in Sicht kam und er dasselbe mit seinem Begleiter denn auch binnen wenigen Minuten erreichte.

Römer war körperlich so erschöpft, daß er sogleich auf das Zimmer ging, welches ihm die gutmütige Försterin bereitwilligst einräumte, trotzdem ihr der junge Graf nicht verschwieg, wie es um Römer stand.

Diese eine Nacht, meinte sie, würde sich jedenfalls überstehen lassen, und was weiter zu thun war, mußte der morgende Tag lehren. Vielleicht beruhigten sich auch Römers erregte Nerven während der Nacht, so daß sein Geist morgen die Störung überwunden haben würde, welche ohne Zweifel die heute empfangene Nachricht von seiner gescheiterten Hoffnung verschuldet hatte.

Leo streckte sich endlich todmüde auf sein Lager, doch er vermochte nicht zu schlummern. Er sah Anne-Marie vor sich, und er hörte, wie sie ihm sagte: „Sie besitzen alles, Sie haben auch alles erreicht, was ein Mensch füglich nur wünschen kann!"

Und Wand an Wand mit ihm ruhte der Unglückliche, der heute so kläglich in allen Hoffnungen Schiffbruch gelitten und im günstigsten Falle höchstens sich selbst aus den Trümmern gerettet hatte. Ein wunderbarer Zufall war es, der gerade ihn mit diesem Manne zusammengeführt hatte.

„Das Sprichwort scheint recht zu haben, daß sich Gegensätze anziehen," dachte er mit einem bitteren Lächeln.

---

Den Wald umhüllte noch der blaue Duft der Morgenfrühe. Gräser und Blumen standen gebückt; sie trugen schwer an dem Tau der Nacht; da ward es schon auf dem Platze vor der Mühle lebendig, da wimmelte es schon von geputzten und erwartungsfrohen Menschen.

Der Architekt und der aus Thüringen berufene Mühlmeister, welcher das Sägewerk führen sollte, sowie sämtliche bei dem Bau beschäftigten Arbeiter hatten sich eingefunden und sie alle blickten gespannt den breiten Fahrweg hinunter.

Pünktlich um zehn Uhr kam, mit den Juckern bespannt, der Kremziner Wagen in Sicht, der sich in schlankem Trabe dem Platze näherte. Ernst und Frau Werner, die zum erstenmal seit geraumer Zeit öffentlich erschien, saßen darin.

Der älteste Palier, dem das Recht als Sprecher zustand, näherte sich jetzt dem Herrn, wünschte der neuerbauten Mühle alles Gute und schloß mit den Worten:

„Glück herein, Unglück heraus,
So geht mein Wunsch für dieses Haus,
Das Mühlrad möge ein Glücksrad bleiben,
Das nimmer die Wasser der Trübsal treiben.
Die Arbeit lass' vor allen Dingen
Unser Gott im Himmel wohlgelingen
Und lege seinen Segen drein:
Nun, Glück, zieh ein!"



Das neue badische Genesungsheim „Tretenhof" im Schwarzwald. (Mit Text.)

„Nun, Glück, zieh ein!" Jubelnd riefen es die Arbeiter und hallte und schallte es hinaus in den Wald: „Glück, zieh ein!"

Darauf sprach Ernst einige Worte, dankte seinen Arbeitern und gab seiner Freude über das gelungene Werk Ausdruck.

(Fortsetzung folgt.)

# Mahmoeds Kinder.

Aus dem Russischen von E. Vilmar. Von Neminowitsch Dantschenko.

1.

Die russischen und türkischen Vorposten unterhielten ein beständiges Gewehrfeuer. Der Nebel war so dicht, daß die dunklen Massen des Balkangebirges kaum sichtbar und die Hügel und Wolken, die zur Erde herabgestiegen schienen, um hier zu nächtigen, kaum zu unterscheiden waren. In der Ferne schimmerte ein rötlicher Fleck durch den Nebel. War es ein türkisches Biwakfeuer oder der Widerschein eines brennenden Hauses? — Vergebens suchten die scharfen Augen der Kosaken es zu ergründen, es ließ sich unmöglich erkennen, was hinter diesen undurchdringlichen Schatten verborgen war.

Die Türken hatten das Feuer eröffnet, und die Russen begnügten sich mit der Erwiderung desselben. Niemand konnte den Feind sehen, auf den er schoß. Schließlich schoß man nur noch aus Angst vor dem Nebel, der so ungewöhnlich dicht war, daß der Feind unbemerkt ganz nahe herankommen konnte. In solchen Fällen schießt man immer — das soll so viel heißen wie: „Denkt nur ja nicht, wir schlafen. Nehmt euch in acht!"

Die Schüsse waren kaum hörbar in der feuchtschweren Luft. Langsam sank die Nacht hernieder und entzog das Schlachtfeld und die noch auf dem Schnee liegenden Leichen den Blicken der Soldaten. Alles war totenstill, nur dann und wann drang das Stöhnen eines Verwundeten oder das Röcheln eines verendenden Pferdes durch das nächtliche Schweigen. Sonst nichts. Die durch die anhaltenden Märsche und darauf folgenden Scharmützel ermüdeten Soldaten waren nicht mehr im stande, die Leichen ihrer Kameraden fortzutragen. Alle ersehnten nur Ruhe und Schlaf.

„Dieser Neujahrstag ist kein sonderlich froher für uns, Kamerad", wandte der Oberst, ein kurzer, gedrungener Mann, sich zu einem langen, mageren Offizier, der einen Arm in der Binde trug. Beide saßen auf der Terrasse eines türkischen Hauses.

„Darin hast Du recht. Und nicht einmal ein Brief von Hause!"

„Dieserhalb beunruhige ich mich nicht; weiß ich doch, wieviel der militärische Postdienst zu wünschen übrig läßt."

„Nun ja, aber man ersehnt doch immer wieder Nachricht von den Seinen. Weihnachten im Schipkapaß und Neujahr hier, das geht denn doch über die Gemütlichkeit. Und unterdessen haben sie daheim den Christbaum angezündet und die Kinder tanzen um ihn herum. Deine Frau und Kinder sind gewiß bei der meinen. Natürlich reden sie von uns und beunruhigen sich wahrscheinlich ebenso über unser Stillschweigen, wie wir über das ihre."

„Als ob wir schreiben könnten, während wir, in steter Gefahr, uns den Hals zu brechen, beständig vorrücken! Apropos, wie steht es mit Deinem Arm?"

„Nicht allzu gut."

„Aber warum nimmst Du diese Gelegenheit nicht wahr?"

„Inwiefern?"

„Nun, fordere Urlaub bis zu erfolgter Heilung!"

„So etwas darfst Du mir nicht sagen."

„Warum nicht?"

„Weil Du sehr gut weißt, daß wir zu großen Mangel an Offizieren haben. In meinem Bataillon stehen ganze Kompanieen unter dem Befehl von Unteroffizieren. Ueberdies pflegen wir uns, meines Wissens, nicht zu trennen. Wir müssen zusammen nach Hause zurückkehren. Reden wir also nicht mehr darüber."



Schlittenfahrers Ende. (Mit Text.)



Eine Schlittenbahn in den Vogesen. Von P. Kauffmann. (Mit Text.)

Die Nacht war nun vollends herabgesunken und hatte alles in ihren schwarzen Schleier gehüllt. Nur hier und da brach ein schwacher Lichtschein durch das Dunkel, der aus einem Fenster des Dorfes fiel.

Plötzlich wurde auf der Straße die rote Flamme einer Fackel sichtbar und in ihrem Lichtkreise erschien ein braunes Gesicht mit dickem schwarzem Schnurrbart, sowie der Kopf eines Pferdes, das lauschend die Ohren spitzte.

„Panteleloff!“ rief der Oberst dem auf dem Pferde sitzenden Kosaken zu. „Wohin willst Du?“

„Zu den Vorposten, Oberst. Das Feuern hat schon wieder begonnen.“

„Gut, sage ihnen nur, sie brauchen es nicht zu erwidern, solange es nicht ernstlicher wird. Wenn das unnütze Geschieße den Türken langweilig wird, werden sie schon von selbst aufhören. Wer kommt denn da noch mehr an?“

Soldaten kamen durch den Schnee gelaufen. Panteleloff hielt seine Fackel empor, und nun sah man, daß sie jemand mitschleppten.

„Marsch, — vorwärts! . . . Diese verfluchten Kerls lassen einen auch keinen Augenblick in Ruhe! Der Teufel hole sie alle miteinander!“ wetterten die Soldaten, denen die Anwesenheit der Offiziere bisher entgangen war.

„Na, nur schnell! Sollen wir Dich mit dem Bajonett laufen lehren?“

„Was geht dort vor?“ rief der Oberst, sich erhebend.

„Wir haben hier einen Türken, Herr Oberst, den wir unter einem Gebüsch gefangen haben.“

„Unter einem Gebüsch?“

„Ja, dort hatte er sich verkrochen. Leutnant Wassiljeff hat uns beauftragt, ihn lebend zu fangen und zu Ihnen zu bringen, Herr Oberst. Er heißt Mahmoed.“

„Leuchte einmal, Panteleloff!“

Das rote Licht der Fackel fiel jetzt auf ein Gesicht mit großer Nase und borstigem grauem Schnurrbart. Ueber die Nase lief eine Narbe und auf der zum Teil durch eine Tüllbinde verdeckten Stirn war eine noch frische Wunde sichtbar. Ein Mantel von gelber Kameelwolle umhüllte die Gestalt.

„Sieh mal an, — es ist ein Offizier!“ sagte der Oberst zu seinem Freunde.

Der Kommandant schaute den Türken aufmerksam an. „Und es ist sogar ein alter Bekannter,“ versetzte er. „Erkennst Du ihn nicht? Erstens an dieser Wunde, — und dann werden ihm wohl auch zwei Finger der linken Hand fehlen. Heda, Jungens! Zeigt uns mal die linke Hand des Türken!“

Die neben Mahmoed stehenden Soldaten packten eine Hand desselben und hielten sie in die Höhe.

„Richtig, es ist Mahmoed Bey, ein türkischer Oberst.“

„Desto schlimmer für ihn. Sein Los ist besiegelt. Wahrscheinlich wird ihn der General füsilieren lassen. Schade um den Mann! — Bringt ihn nur hier hinein, Kinder. Einer von Euch muß bei uns bleiben, die anderen können schlafen gehen.“

Mahmoed Bey wurde in das hinter der Terrasse gelegene Zimmer gebracht, vor dessen Thüre ein Soldat mit geladenem Gewehr postiert wurde.

Der Gefangene, fast ein Riese von Gestalt, hatte augenscheinlich bereits die Fünfzig passiert. Seine Augen blickten traurig unter den dichten Brauen hervor, — sein dicker Schnurrbart bebte ein wenig. Um seine Füße waren ein paar Lappen gewickelt, sein Mantel zerrissen und auf der Schulter mit Blut befleckt.

„Woher rührt das Blut?“ fragte der Oberst.

„Kvoiloff hat ihn ein bißchen mit dem Bajonett gekitzelt, als er unter dem Busch saß.“

„Warum das?“

„Ja, sehen Sie, Herr Oberst, so oft wir auch riefen: „Komm 'raus, Türk!“ er hörte nicht, und da ward Kvoiloff böse und gab ihm einen Stich. Da kam er zum Vorschein. Wir wollten ihm eigentlich gleich den Garaus machen, aber Leutnant Wassiljeff befahl, ihn herzubringen.“

„Semion, gieb ihm einen Stuhl.“

Der Gefangene ließ sich darauf nieder, nachdem er seine Hand auf Herz, Mund und Kopf gelegt hatte. Sein Gesicht hatte sich noch mehr verdüstert, offenbar erwartete er nichts Gutes im russischen Lager, und sein Kopf sank tief auf seine Brust herab.

Während seiner Militärjahre hatte der Kommandant, der an der Grenze des Kaukasus stationiert war, ein wenig türkisch gelernt, so daß er gelegentlich als Dolmetscher fungieren konnte.

„Ich glaube, wir kennen einander bereits,“ wandte er sich an den Gefangenen. „Sind Sie nicht der Oberst Mahmoed Bey?“

Der Türke neigte traurig den Kopf.

„Vielleicht irre ich und verwechsele Sie mit einem anderen?“ fuhr der Russe fort.

„Nein, Ihr irrt nicht,“ versetzte der Gefangene, sich emporrichtend. „Ich bin gestern aus Kasanlyk entflohen und von Euren Soldaten wieder eingefangen. Man kommt zu Fuß nicht weit,“ fügte er mit traurigem Lächeln hinzu, „zumal wenn man, wie ich, an Kopf und Bein verwundet ist. Und nun ist auch noch meine Schulter verletzt.“

„Sie wissen doch wohl, daß laut Kriegsrecht . . . .“ begann der Kommandant, bemüht, einen offiziellen Ton anzuschlagen.

„Ja, ich weiß, Ihr habt die Macht in Händen, Ihr seid der Sieger — Ihr werdet mich töten lassen. Ich wußte wohl, welcher Gefahr ich mich preisgab, als ich aus dem Hause des Offiziers, bei dem ich untergebracht war, entfloh. Ich habe ein gefährliches Spiel gespielt, ich habe verloren und muß sterben . . . .“

Unwillkürlich zog der Kommandant mildere Saiten auf. „Hatten Sie es nicht gut bei jenem Offizier?“

„O ja, sehr gut.“

„Wurden Sie dann sonstwie schlecht behandelt?“

„Nein, der Offizier war ein edler Mann. Er hat mir sein Bett abgetreten, mir Speise und Trank gegeben und mich nicht wie einen Feind, sondern wie einen Bruder behandelt.“

„Aber warum sind Sie dann eigentlich geflohen?“

„Was kommt's darauf an? Ich bin in Eurer Hand — erfüllt nur Eure Pflicht! . . . Aber macht es schnell — macht's schnell!“

Ein Laut, der wie ein Schluchzen klang, rang sich aus der Brust des Türken.

„Aber was bezweckten Sie denn mit Ihrer Flucht? Was hofften Sie zu erreichen? Die Türken ziehen sich überall zurück, Hungersnot herrscht in ihrem Lager, die Bevölkerung flieht allenthalben. Wäre es nicht vernünftiger gewesen, geduldig abzuwarten? Der Krieg wird wahrscheinlich bald zu Ende sein, und dann hätten Sie ungehindert nach Hause zurückkehren können.“

„Nach Hause? Wo ist das?“

„Ich verstehe nicht . . . .“

„O, Ihr werdet mich sogleich verstehen . . . . Ich mache mir keine Hoffnungen mehr. Unlängst ist aus Stambul der Befehl gekommen, nach Kleinasien zu verziehen. Alles muß fort, meine Familie auch. Wo werden sie sein? Wo soll ich sie wiederfinden? Reden wir lieber nicht mehr davon. Ich habe gethan, was ich für meine Pflicht gehalten, thut Ihr die Eure. Dem Tode kann man nicht entgehen. Was kommen soll, kommt unwiderruflich; so steht es geschrieben. Was ich that, geschah nicht meinetwegen . . . .“

Der Gefangene verstummte.

„Sie sprachen soeben von Ihrer Familie, — ich habe auch Familie,“ sprach der Kommandant wie gedankenverloren.

„Dann seid Ihr sehr glücklich, daß Ihr noch Aussicht habt, wieder zu ihnen zurückzukehren. Ihr seid ein freier Mann.“

„Haben Sie Kinder?“

Wieder sank der Kopf des Gefangenen tief auf seine Brust herab.

„Viele Kinder?“ fragte der Kommandant nach kurzem Schweigen.

„Vier,“ flüsterte Mahmoed unhörbar.

„Sind sie schon groß?“

„Nein, noch ganz klein. Meine älteste Tochter ist eben erst sechs Jahre geworden . . . .“

„Ganz so alt wie mein Junge,“ kam es wie im Selbstgespräch von den Lippen des Kommandanten.

„Meine Tochter wird einmal eine Schönheit werden,“ fuhr der Gefangene in etwas lebhafterem Tone fort. „Sie hat so große, feurige Augen . . . . Ach, und sie weinte so sehr, als ich Abschied nahm. Mein Jüngster ist erst ein Jahr alt . . . . als ich fortging, konnte er noch nicht laufen. Sie wohnen in der Nähe von Adrianopel. Ach, es ist dort schön! . . . . Ich hatte gehofft, die Kinder noch aufwachsen zu sehen. Aber da kam der Krieg. Fluch über diejenigen, die ihn entfacht haben! Gott ist gerecht, er wird diejenigen strafen, die unser Blut vergossen und unserer Kinder Glück zerstört haben!“

„Ja, welchen Zweck hat dieser Krieg eigentlich?“ rief der Kommandant. „Was soll aus meiner Familie werden, wenn ich fallen sollte?“

Aus dem anfänglichen Verhör, war unversehens eine Unterhaltung über Familienangelegenheiten geworden. Der Kommandant erzählte dem russischen Oberst alles, der gleichfalls lebhaften Anteil an dem Unglück des Gefangenen nahm.

„Sage ihm doch, bester Freund, daß er viel besser gethan hätte, ruhig nach Rußland mitzugehen, anstatt sein Leben durch die Flucht aufs Spiel zu setzen. Damit wäre den Seinigen weit mehr gedient gewesen. Bei seiner Rückkehr hätte er sich ja mit ihrer Aufsuchung befassen können. Lange würde es ja nicht mehr gedauert haben, höchstens noch ein paar Monate.“

„Ach, wenn die Unsrigen daheim wüßten, was für Menschen die Russen sind, so würden sie ruhig alle zu Hause bleiben und unsere Rückkehr abwarten,“ versetzte Mahmoed traurig. „Doch in wenigen Tagen wird die ganze Bevölkerung sich auf die Flucht begeben, und sobald eure Soldaten sich Adrianopel nähern, werden

sämtliche Bewohner, mit Ausnahme der Christen, die Stadt verlassen. Ihr habt mich soeben gefragt," fuhr er mit plötzlicher Wärme fort, warum ich dem edlen Offizier, bei dem ich einquartiert war, entflohen bin. Nur um meiner Frau und Kinder willen. Ich wollte sie retten. Wißt Ihr, was aus ihnen werden wird? Ich will es Euch sagen. Von Angst getrieben, werden sie demnächst ihr Haus verlassen und alles wird dann irgend einem Griechen oder Armenier als willkommene Beute anheimfallen. Meine Frau wird mit den Kindern nach Stambul fliehen, dort aber bei der Regierung keine Hilfe finden; denn wo sollte diese das nötige Geld nehmen, um den Bedarf so vieler ruinierter Familien zu decken? Denn so ergeht es Hunderttausenden. Dann wird man sie nach Kleinasien, nach Scutari schicken und dort vergessen. Und was sollen sie dort beginnen? Es giebt nur einen Ausweg: Meine Töchter sind schön und gesund; ihre Mutter wird sie an einen Harem verkaufen müssen, wo die armen Kinder selbst den Namen ihres Vaters vergessen werden. Und eines schönen Tages wird man sie an irgend einen alten, reichen Mann verhandeln, während mein Sohn ein Sklave wird. Und meine Frau? Nun, sobald der erste Schmerz vorüber, wird wohl auch sie in einen Harem gehen .... Und was würde ich über Jahr und Tag bei meiner Rückkehr finden? Kein Haus, kein Daheim, keine Familie! Ja, ich würde nicht einmal wissen, wo sie geblieben sind. Alles, was ich besessen, wäre dann verloren, und in meinem Hause würde ein anderer herrschen. Ihr fragt, warum ich entflohen bin? Weil ich die quälende Angst nicht mehr zu ertragen vermochte. Wohl wußte ich, daß ich durch die Flucht mein Leben aufs Spiel setzte; aber hat das Leben jetzt noch Wert für mich? Wäre mein Entkommen geglückt, so hätte ich meine Kinder retten können; mein Plan ist gescheitert, und ich muß sterben .... Das ist mein Fatum. Ich fürchte den Tod nicht, seit Beginn des Krieges habe ich ihm täglich ins Auge geschaut, doch schrecklich ist's, die Meinen verlassen, dem Elend, der Not und Entbehrung preisgegeben zu wissen .... schrecklich ist's, ihnen nahe zu sein, ohne ihnen helfen zu können."

Und der alte Türke schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte.

Emporspringend, begann der russische Oberst erregt das Zimmer zu durchwandern. Einmal machte er eine Geste mit der Hand, als wollte er etwas verjagen, was ihm plötzlich in den Sinn gekommen und stieß dann ärgerlich hervor:

„Was Teufel, das fehlte nur noch, daß ich sentimental werde!"

Sein Blick flog zu dem Kommandanten hinüber, der ebenso bleich wie er selbst, am Tische saß und mit den Fingern nervös auf der Platte trommelte.

„Ja, ja, dieser Krieg ist etwas Schreckliches," murmelte er dabei.

„Vor dem Kriege habe ich niemals meinen Wohnort verlassen," fuhr der Gefangene fort. „Dort sind all meine Kinder geboren, dort sah ich sie aufwachsen, sich geistig entwickeln. Nicht die geringste Kleinigkeit entging mir, weder der Augenblick, wo sie mich zum erstenmal erkannten, noch ihr erstes gestammeltes Wort.... Alles steht mir noch so deutlich vor Augen .... alles .... die kleinen, noch so schwachen Beinchen ... die Mündchen, die sie wie junge Vögelchen im Nest aufsperrten .... Wer soll ihnen nun Nahrung verschaffen? ... Ihre Mutter ist selbst in Gefahr ..."

Seine Stimme brach.

„Ganz wie bei uns .... ganz wie bei uns," sagte der Oberst, während er in fieberischer Erregung das Zimmer durchmaß.

„Ja, aber was können wir dabei thun? Seine Auslieferung an den General könnten wir freilich bis morgen verschieben. Was meinst Du dazu, Oberst?"

„Ja, ja morgen .... es ist gut ...."

„So lange kann er wohl bei uns bleiben. Ich werde Semion sagen, er solle ihm ein Lager zurecht machen .... Vier Kinder!"....

„Und wenn der General ihn füsilieren läßt, was dann?"

„Hm, ja! ... Alles hängt vom Augenblick ab .... Man kann dem General doch nicht über die Kinder reden ...."

„Der Krieg ist doch etwas Abscheuliches; nicht wahr, Oberst?"

„Ja, wahrhaftig. Aber Du weißt, die Pflicht .... und die Uniform .... und der Eid .... Wahrlich, ich wollte, der Teufel holte den ganzen Feldzug! Denken wir bis morgen lieber nicht mehr daran ... Mir ist das Herz wie zusammengepreßt! ... Frage ihn einmal, ob er Wein trinkt, dann können wir zusammen soupieren."

(Schluß folgt.)

## Wie Friedrich der Große

am 4. Juni 1745 bei Hohenfriedberg den Sieg über die verbündeten Sachsen und Oesterreicher errang, erzählen die Kriegsannalen ausführlich, weniger bekannt jedoch ist die nachstehende kleine Geschichte, wodurch die Schlacht beinahe verloren gegangen wäre. Ein sächsischer Pauker nämlich ward mit seinen zwei silbernen Pauken gleich im Anfange des Treffens gefangen genommen. Aus Eile oder Unvorsichtigkeit verabsäumte man, ihn absitzen und ihm die Pauken abnehmen zu lassen. Diesen Umstand benützte der Pauker meisterhaft. Denn als der Tumult am größten und die preußische Kavallerie im vollen Einhauen war, schlug er in dem Augenblicke Retraite, als sich der Sieg auf die preußische Seite lenkte. Sein heftiges Retraiteschlagen und Rufen: „Halt! Halt! Zurück! Zurück!" verursachte bei einigen preußischen Schwadronen auf einige Minuten Stockung. Diese hätte sich leicht weiter verbreiten und die schon mit vielem Blut erkauften Lorbeeren wieder rauben können. Zum Glück aber entdeckte ein junger Offizier, daß es der gefangene sächsische Pauker war, der diesen Streich ausführte. Voll gerechter Wut sprengte er auf ihn zu und wollte ihm den Kopf spalten. Eine Wendung jedoch rettete dem Pauker das Leben, jedoch so, daß der Hieb die Nase, Lippen und einen Teil des Vorderkinns wegnahm, und ihn vom Pferde stürzte.

Nach der Schlacht wurde dieser seltene Mann von einer Menge preußischer Offiziere und Gemeiner umringt. Flüche und Lobsprüche wurden dem auf einem Hügel sitzenden Verwundeten zugerufen, bis ein riesiger Kürassier dem wechselnden Fluchen, Lachen und Bedauern dadurch ein Ende machte, daß er rief: „Ei was, hier ist nicht Zeit, Kriegsrecht zu halten! Wer ein braver Kamerad ist, der fasse an, wir wollen ihn nach Striegau ins Lazarett tragen." Schnell hob man ihn auf einen eben mit Blessierten vorbeifahrenden Wagen. Ein Lazarettfeldscherer nahm sich seiner so sorgfältig an, daß er wieder geheilt ausgewechselt werden konnte.

Der sächsische Hof belohnte die Geistesgegenwart und Treue des Paukers mit einer Accis-Einnehmerstelle. Erst nach dem siebenjährigen Krieg ist er im hohen Alter gestorben.

Dieser Vorfall gab Gelegenheit, daß bei der Parole befohlen wurde, nicht nur dahin zu sehen, daß die Gefangenen sogleich ihr Ober- und Seitengewehr wegwürfen, sondern auch die eroberten Pauken und Trommeln unbrauchbar gemacht werden sollten.

Wilhelm Stelljes.

## UNSERE BILDER.

**Die Schlittenfahrer in den Vogesen.** (Schluß.) Der größere Teil der Unfälle verläuft so rasch, daß es gar nicht möglich ist, den davon Betroffenen zu Hilfe zu kommen. Wenn der Schlittenfahrer den Lauf seines Fahrzeuges nicht zu mäßigen vermag, geht es ihm über den Leib, drückt ihm die Brust ein oder zertrümmert ihm den Schädel. Stemmt er sich, seine ganze Kraft zusammennehmend, gegen die von rückwärts auf ihn eindrängende Last und ist er nicht im stande, ihr das Gegengewicht zu halten, so zerdrückt sie ihn sofort mit zermalmender Wucht. Er stirbt, wie vom Blitz getroffen. Manchmal setzen Wegkrümmungen die Schlitten der Gefahr der Entgleisung aus; wenn der Führer sie nicht der Kurve entlang zu steuern vermag, so stürzen sie mit ihm in die Tiefe ab. Ein schwarzes Holzkreuz bezeichnet die Stelle, wo das Unglück geschehen ist. Was aber wird nach dem Unfalle aus der Familie des Verunglückten? Was in der Regel aus Unglücklichen wird. Sie leidet, sie darbt, sie geht betteln, sie friert während des Winters und läuft das ganze Jahr hindurch barfuß einher. Wird ein Schlittenfahrer von einer ernstlichen Krankheit betroffen, so fällt er ihr gewöhnlich zum Opfer, da es nicht möglich ist, ihm ärztlichen Beistand zu teil werden zu lassen. Wenn die Schlittenfahrer am Fuße des Gebirges angekommen sind und an der gemeinschaftlichen Abladestelle die Fahrzeuge ihrer Last entledigt haben, packen sie sich die Schlitten auf den Rücken und steigen auf demselben Weg, den sie herabgekommen, wieder zur Höhe empor. Dieser Rückweg, der sie mehrere Kilometer bergan führt, kommt ihnen fast wie eine Erholung vor; sie zünden ihre Pfeifen an und legen schweigsam den Marterweg nach der Höhe zurück. Nicht jede Witterung eignet sich für diese gefahrvollen Fahrten; sollen sie günstig verlaufen, so muß der Himmel bedeckt sein, doch so, daß keine Neigung zu Niederschlägen vorhanden ist. Wenn es zu warm ist, ist stets zu befürchten, daß die Schleifhölzer der Schlitten sich durch die Reibung überhitzen, wodurch die Bandstreifen unter ihnen zu glühen und zu verkohlen beginnen. Werden andrerseits die Gleitbalken der Bahn vom Regen angefeuchtet, so wird durch die verminderte Reibung der Schlitten in seinem Lauf zu sehr beschleunigt und der Schlittenführer dadurch in Gefahr gebracht. Droht ein Gewitter, oder stellt sich ein längere Zeit anhaltender Landregen ein, so unterbrechen die Schlittenfahrer ihre Arbeit. Werden sie während der Fahrt vom Regen überrascht, dann bleibt dem Schlittenführer nichts anderes übrig, als sich durch einen kühnen Seitensprung zu retten und den Schlitten seinem Schicksal zu überlassen. Letzteres erreicht ihn ganz unfehlbar: führerlos, überschlägt er sich und stürzt bei der ersten besten Wegbiegung den nächsten Abhang hinab, oder er prallt gegen einen Baumstamm oder einen Felsblock an und giebt, aus allen Fugen gesprengt, seine Ladung den vier Winden preis. Da er aber nur einen Wert von etwa sechs Mark hat, läßt sein Verlust sich immerhin verschmerzen; die Ladung läßt sich ja wieder zusammenlesen, die Hauptsache aber ist, daß der Schlittenfahrer sein Leben gerettet hat. Trotzdem giebt es aber auch freundlichere Augenblicke in dem eintönigen Leben dieser armen Leute. An gewissen Tagen der Woche ziehen die Weiber und Kinder aus, nicht selten von den Männern begleitet, um dürres Holz in den Waldungen aufzulesen und das Gras an den Berghängen zu mähen, oder um Brombeeren und duftige Walderdbeeren zu suchen. Da fällt dann auch wohl ein heiteres Wort, Blicke begegnen sich, und es ent-

spinnen sich zarte Beziehungen, die mehr als einmal ihren Abschluß vor dem „Herrn Bürgermeister" finden. Diese der harten Arbeit abgerungenen Augenblicke gewähren den vielgeplagten Leuten Trost und Erholung: es sind die Lichtstrahlen, die in ein verkümmertes, zu Ausblicken in eine bessere Zukunft kaum Raum gewährendes Dasein fallen. Die geeignetste Zeit für die Schlittenfahrten ist der Herbst, weil alsdann am meisten die für die Ausführung derselben erforderlichen Witterungsverhältnisse zutreffen. Sobald die ersten Schneeflocken auf die Nadeln der schlanken Fichten- und Tannenbäume fallen, ziehen die Schlittenfahrer sich in ihre Hütte zurück: ihre Arbeitszeit hat ihr Ende gefunden. Um sich den kargen Unterhalt zu verdienen, geben sie sich alsdann verschiedenen Beschäftigungen hin, die sich im Wohnraum ausführen lassen. Sie schnitzen Holzschuhe und stellen andre Holzarbeiten her, wie Kinderspielzeug und Käse- und Bonbonschachteln. Der Schnee bedeckt die Holzhütte vollständig; doch ist wenigstens Material zum Heizen des Eisenofens reichlich vorhanden, so daß die armen Leute in ihrer Bergeinsamkeit nicht zu frieren brauchen. Draußen aber verschneit jede Wegspur, die Natur hält ihren Winterschlaf, und der Schlittenfahrer verläßt seine Hütte fast nur noch, wenn es sich um die Erneuerung des Lebensmittelvorrats handelt. Mehrere Monate schließt er sich so von allem Verkehr mit der Welt ab, bis die ersten Frühlingsspuren ihn wieder heraus ins Freie locken. G. H.

**Dr. Bernhard Danckelmann.** In seinem Geburtsorte Obereimer in Westfalen, wo er zu Besuch weilte, verstarb Landforstmeister Dr. Bernhard Danckelmann, Direktor der Königlichen Forstakademie in Eberswalde. — Der Verewigte, der am 5. April sein siebzigstes Lebensjahr vollendet haben würde, war eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Forstwissenschaft und hat sich besondere Verdienste um die Hebung des Forstwesens in Preußen erworben. Seit 35 Jahren war er Direktor der Forstakademie in Eberswalde und hat dieses Institut zu großer Bedeutung gebracht. Zugleich war er seit vielen Jahren Mitglied des preußischen Landesökonomiekollegiums und hat neben einer größeren Zahl von Fachschriften seit 1867 die „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen" und seit 1869 das „Jahrbuch der Preußischen Forstverwaltung herausgegeben.

**Das neue badische Genesungsheim „Tretenhof" im Schwarzwald.** Der Verein „Genesungsfürsorge", der seinen Ursprung einer Spende verdankt, die Handel und Industrie Badens ihrem Großherzog zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum darbrachten, hat in seiner werkthätigen Arbeit vor kurzem bereits das zweite Heim für Rekonvalescenten aus den unbemittelten Klassen der Bevölkerung eröffnet. Während das vor zwei Jahren seinem humanen Bestimmungszweck übergebene Haus in unmittelbarer Nähe von Heidelberg sich befindet, liegt das eben vollendete Heim mitten im Schwarzwald, im sog. Schutterthal, unweit von dem Städtchen Lahr. Der Charakter des Schwarzwälder Bauernhauses, das es ursprünglich war, ist auch nach dem Umbau ihm erhalten geblieben; ungemein freundlich schaut es aus und ladet den Siechen und Müden zur Rast und zur erquickenden Erholung. Das Heim, das außer dem stattlichen Hauptgebäude noch einen zweistöckigen Anbau umfaßt und von Gärten, Wiesen und Wald von allen Seiten umgeben ist, bietet 24 Personen Unterkunft.

## ALLERLEI.

**Naiv.** Arzt: „Sie sind blutarm, lieber Mann, Sie müssen mal ins Bad." — Patient: „Ja, glauben Sie denn, daß ich da werde reich werden?"

**Begründeter Standpunkt.** Erster Student: „Ich trage grundsätzlich nie eher ein neues Beinkleid, als bis ich es bezahlt habe!" — Zweiter: „Wenn ich diesem Grundsatz folgte, müßte ich jahrelang in Unterhosen herumlaufen."

**In der Pferdebahn** überläßt ein Herr einer älteren Frau seinen Platz. Sofort setzt sich ein in der Nähe stehender Mann darauf nieder. — „Bitte, stehen Sie auf," sagte der Herr, „ich habe meinen Platz für diese Dame aufgegeben." — „Schon gut," erwiderte der andere, „sie ist meine Frau."

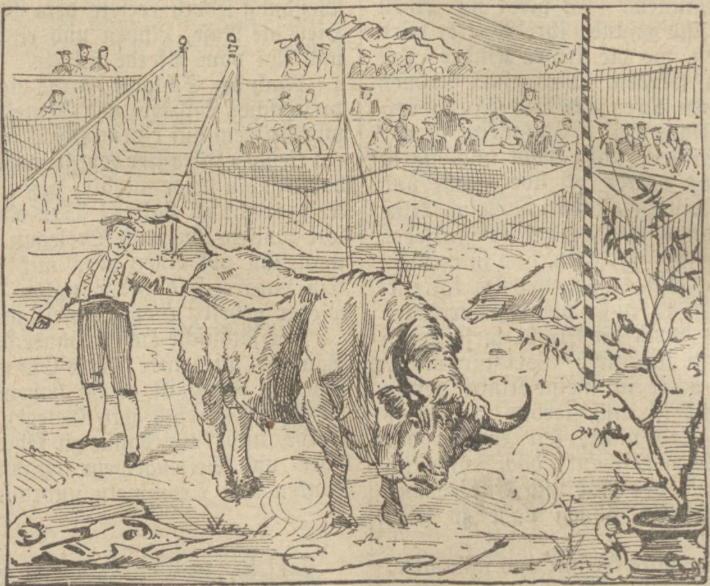
**Fein abgewinkt.** Komtesse (zu einem verschuldeten Lebemann, der ihr einen Antrag gemacht hat): „Sie — sich ändern? Haha, wer das glaubt!" — Baron: „O — an Ihrer Seite gewiß! Sie würden mein Schutzengel sein, denn Sie allein vermögen es, aus mir einen anderen Menschen zu machen!" — Komtesse: „Sollten Sie da mein Vermögen nicht überschätzen?"

**Lustigmacher und Lieblingsgerichte.** Es ist eine beachtenswerte Erscheinung, daß die meisten Völker ihre Lustigmacher nach ihrem Lieblingsessen benannten; so nannten ihn die Deutschen „Hans Wurst", die Italiener „Maccaroni", die Engländer „Jack Pudding", die Holländer „Pickelhäring", die Franzosen „Jean Potage" u. s. w. K.

**Lafayette.** Zur Zeit der französischen Revolution ging es in den Pariser Theatern nicht selten stürmisch zu. Eines Tages flogen in die Loge, in welcher die Herzogin von Lauzun saß, in dem Augenblicke zwei Pomeranzen, als Lafayette in dieselbe eintrat. Die Herzogin reichte dem General die Orangen mit den Worten: „Hier haben Sie die Früchte der Revolution." — Lafayette machte mit der Degenspitze einen Schnitt in eine derselben, dann die Spalten loslegend und sie der Herzogin darreichend, erwiderte er: „Man muß sie vertilgen."

**Wer war Fallstaff?** Fallstaff wird gewöhnlich für eine Gestalt Shakespeares, für eine bloße Charaktermaske gehalten; es ist jedoch historisch festgestellt, daß eine Person dieses Namens ums Jahr 1430 Gouverneur der Bastille war. Im Besitze von Rob. F. Dalrymple befindet sich das Original einer Urkunde vom 29. Januar 1429, in welcher bestätigt wird, daß Sir Joh. Fallstaff von Heinrich V., König von England, Erben und Regenten des Königreichs Frankreich, zum Gouverneur der Bastille von St. Antoine auf die Dauer eines Jahres ernannt wird. Zum Besatz der Feste wurden ihm Hellebardiere und sechzig Bogenschützen mitgegeben, die täglich 12 Deniers Sold erhielten. Ein Fallstaff wird dann auch in den Kämpfen gegen die Jungfrau von Orleans erwähnt, und wir erfahren, daß er von der Sache der Engländer abgefallen sei und daß Spottlieder auf ihn gedichtet worden wären. Wohl zweifellos ist dieser Fallstaff identisch mit dem oben erwähnten, und ebenso liegt die Annahme nahe, daß er als verspottete Person, die nicht so bald vergessen war, dem Dichter zum Vorwurf gedient hat. K.

**Vexierbild.**



Wo ist der andere Stierkämpfer?

## Gemeinnütziges

**Braune Flecken der Haut,** welche häufig im Gesicht, an Brust, Hals und Armen vorkommen. Hiergegen sind erprobt Waschungen mit Theerseife, sowie auch täglich mehrmals Waschungen mit einer Lösung von 1 Gramm essigsaurem Kali in 50 Gramm destilliertem Wasser mit Zusatz von etwas Weingeist.

**Oleander, Lorbeer und Evonymus** müssen im Winter kühl, trocken und hell stehen. Einige Grade Kälte schaden ihnen nicht, dagegen jede Temperatur, die über 6 Grad Wärme liegt. Das Verpflanzen älterer Stöcke in Kübeln kann jetzt schon vorgenommen werden.

**Als Mittel gegen Regenwürmer** werden Roßkastanien empfohlen, die man zerschlägt und in einem Kübel Wasser stehen läßt. Mit dem Wasser begießt man dann die Blumenstöcke und Pflanzenkübel. — Den Pflanzen schadet das Wasser nichts, während die Würmer von dem scharfen, bitteren Saft der Kastanien, welchen das Wasser anzieht, sterben.

**Zu erkennen, ob Holz trocken und gut zum Bauen ist.** Man halte das Ohr an das eine Ende desselben und lasse an das andere mit einem Schlüssel schlagen. Ist es gut, so muß der Schlag deutlich gehört werden, selbst wenn der Balken dreißig Meter lang ist.

**Ein mit Grundwasser behafteter Boden** ist für den Obstbau nicht gut geeignet und soll nur Verwendung finden, wenn keine andere Wahl vorhanden, indem eine Rentabilität meist fraglich ist. Will man aber dennoch Obstbäume pflanzen, so soll die Hügelpflanzung in Anwendung kommen. Hierbei ist auf folgende Weise zu verfahren: Das Pflanzloch wird in einem Durchmesser von 2—3 Meter bis auf das Grundwasser ausgehoben; nachdem dies geschehen, wird es mit Mauerschutt, Straßenabraum rc. zur Hälfte wieder zugefüllt, hierauf mit guter Erde bis aufs Niveau des Bodens angefüllt. Der Baumpfahl wird nun in die Mitte eingesenkt und der Baum, nachdem er in seiner Wurzel- und Astkrone beschnitten, zum Pfahl gestellt und seine Wurzeln mit guter Erde bedeckt, in der Weise, daß der Hügel einen Durchmesser von $1^1/_2$ bis 2 Meter hat. Der Baum wird nun an den Pfahl regelrecht angeheftet.

### Charade.

Im Ersten siehst du eine Pflanze,
Das andre giebt Bestimmtes an;
In einem Märchen wird das Ganze,
Genannt als wunderthät'ger Mann.
Julius Falck.

### Anagramm.

Fehlt auch der Mund, es heult doch laut,
Ein Zeichen fort: hoch ist's erbaut.
Und giebst du ihm nun andern Kopf,
Dann ist's ein kleiner, armer Tropf.
Julius Falck.

### Zahlenrätsel.

1
2 3 2
4 5 6 1 7
8 6 9 10 7 8 9
11 12 1 1 13 5 1 14 2
13 12 9 14 3 15 13 5 16 3 9
13 6 9 2 3 1 17 7 11 11 3 1 9
16 1 3 6 18 15 19 5 8 14 3 1 7 6 3
6 9 5 11 5 15 2 3 1 9 3 16 16
16 3 7 1 16 3 9 20 12 1 16
2 3 1 3 9 2 6 12 15
17 1 3 2 2 6 9
17 8 5 2 7
3 11 15
2

An Stelle der Zahlen in vorstehender Figur sind Buchstaben in der Weise zu setzen, daß folgende Benennungen entstehen: 1) Ein Konsonant. 2) Ein Küstenfluß im französischen Departement Ostpyrenäen. 3) Eine Stadt in Aegypten. 4) Ein nordamerikanischer Staatsmann. 5) Eine Stadt im württembergischen Neckarkreis. 6) Ein forstwissenschaftl. Schriftsteller. 7) Der östliche Teil von Pommern. 8) Eine kleine Insel in der Ostsee. 9) Ein deutscher National-Oekonom und Professor der allgemeinen Staats- und Verwaltungslehre. 10) Eine Stadt im russischen Gouvernement Kowno. 11) Ein römischer Lustspieldichter 190 v. Chr. 12) Stadt an der Elbe in der preußischen Provinz Sachsen. 13) Ein griechischer Philosoph 429 v. Chr. 14) Ein Fluß in Nordwestdeutschland. 15) Ein Konsonant. — Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnet die senkrechte Mittelreihe eine deutsche Reichsbehörde. Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonyms: Viel. — Des Arithmogriphs: **P**rato, **O**pal, **R**oon, **T**atar, **L**ondon, **A**pollo, **N**atal, **D**orpat. — Portland.



Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.